Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 17 (1913)
Heft: [10]

Artikel: Francesco Chiesa
Autor: Fehr, Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-587614

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

wilde Heer über die Gräte, spiegeln sich phantastische Wolkenbilder im See, und immer bleibt dieser See ein lebendiges glanzvolles Auge im Antlitz der Landschaft. So stark ist der Eindruck, den dieses nach den vier Richtungen der Windrose ausgedehnte Seebecken mit seiner abwechslungsvollen Umgebung auf den Beschauer macht, daß selbst der Lärm und das Gedränge des hochsommerlichen Verkehrs ihn nicht wesentlich abzuschwächen oder zu stören vermögen. Gewiß ist die Stimmung eine andere, reinere, ungestörtere, wenn ich an irgend einem stillen Winkel der Seebucht, etwa am felsigen Ufer bei Sankt Niklausen, fern von der Stadt, von Häusern, von aller menschlichen Umgebung, den Blick eintauche in die kristallklare, lichtverklärte, das Ufergrün und die Bergwände wiederspiegelnde Wasserflut und kein Laut mein Ohr erreicht als das Plätschern und Gurgeln der sanftbewegten Welle, die an die Felsen schlägt oder auf den Kieseln der flachen Uferstellen langsam zerfließt. Wieder anders ist die Stimmung, wenn ich an einem Septemberabend, wenn der Schwarm der Reisenden in alle Weltteile sich zerstreut hat, auf der Höhe des Dietschenberges, der nicht mit Unrecht die kleine Rigi heißt, Abschied nehme von der lebenstrotzenden Pracht des Sommers, wenn die Schatten der Dämmerung den See tief unten in weiche Nebel hüllen, die Farben der Flur erblassen und die Wälder aufflammen in der letzten goldenen Pracht, wenn auf den Bergzinnen das Tageslicht langsam verglimmt und die Glocken der Hofkirche feierlich Samstagabend läuten. In solchen Augenblicken wird der Mensch unwillkürlich Dichter, auch wenn er keine Gesetze der Poetik kennt und keine Verse schreibt. Wenn ihn die Liebe berührt, sagt der größte Dichterphilosoph, den die Welt gesehen, so wird der Mensch zum Dichter. Was aber ist die schöne Natur als ein Gruß der Liebe des Weltalls an das Weltall, das Menschenherz heißt!

Sollte diese Dichterstimmung sich ganz verflüchtigen, wenn in der Jahreszeit, die der Fremdenkult „Saison" nennt, der See gleichsam Gemeingut aller Naturfreunde wird? Ich glaube nicht. Wer überhaupt eindrucksfähig ist, der wird andere Eindrücke erleben als sonst, und wer es nicht ist, der wird auch in der Ruhe der „toten Jahreszeit" nichts erleben. Liegt nicht ein eigentümlicher Reiz in jenem kosmopolitischen Gewimmel, in dieser Duodezausgabe der Menschheit, die in der guten Jahreszeit an die Gestade unseres Sees pilgert, auf die Schiffe hastet und drängt, zu Fuß und mit der Bahn nach den Bergen eilt und an einer der zahllosen Ruhestätten für ermüdete, abgespannte und geschäftlich abgehetzte Menschenkinder neuen Mut und neue Kraft des Lebens trinkt? Ist es nicht ein freundlicher und beglückender Gedanke, daß diese große Natur, die der natursinnige Grieche als nährende Mutter mit vielen Brüsten gebildet, ihre Reize nicht neidisch verhüllt, sondern alle, die es wollen, mit ihren Freuden erquickt? Auch das Kleine, Unangenehme, Widerwärtige, das überall mit einer starken Ansammlung von menschlichen Individuen unabtrennbar verbunden ist, vermag den lichten Eindruck nicht zu verwischen, den der Reiseverkehr der Innerschweiz auf das feiner besaitete Gemüt macht. Diese kleinen Aergernisse sind wie Ringe, die der ins Wasser geworfene Stein bildet und die im nächsten Augenblick wiederum sich verebnet und ausgeglichen haben. Das Antlitz der Natur ist so hehr, daß die Furchen und Runzeln, die der Verkehr ihm eingräbt, in den meisten Fällen, ganz plumpe Eingriffe ausgenommen, nur leise Spuren hinterlassen. Umsomehr aber hat man sich zu freuen, wenn die durch den wachsenden Verkehr gebotenen technischen Einrichtungen sich möglichst in Einklang halten mit dem Gesamtcharakter der Landschaft und vielleicht sogar ihren Eindruck wie ein Resonanzboden verstärkend wiedergeben. Wer den Vierwaldstättersee befahren hat, wird uns nicht unrecht geben, wenn wir behaupten, daß die stolze Dampferflotte, die seinen Verkehr vermittelt, ihrer Aufgabe in jeder Hinsicht gewachsen ist und ein Wesentliches zur Bereicherung der beglückenden Gefühle beiträgt, die der See und seine Umrahmung wie einen unerschöpflichen Schatz verstreut.

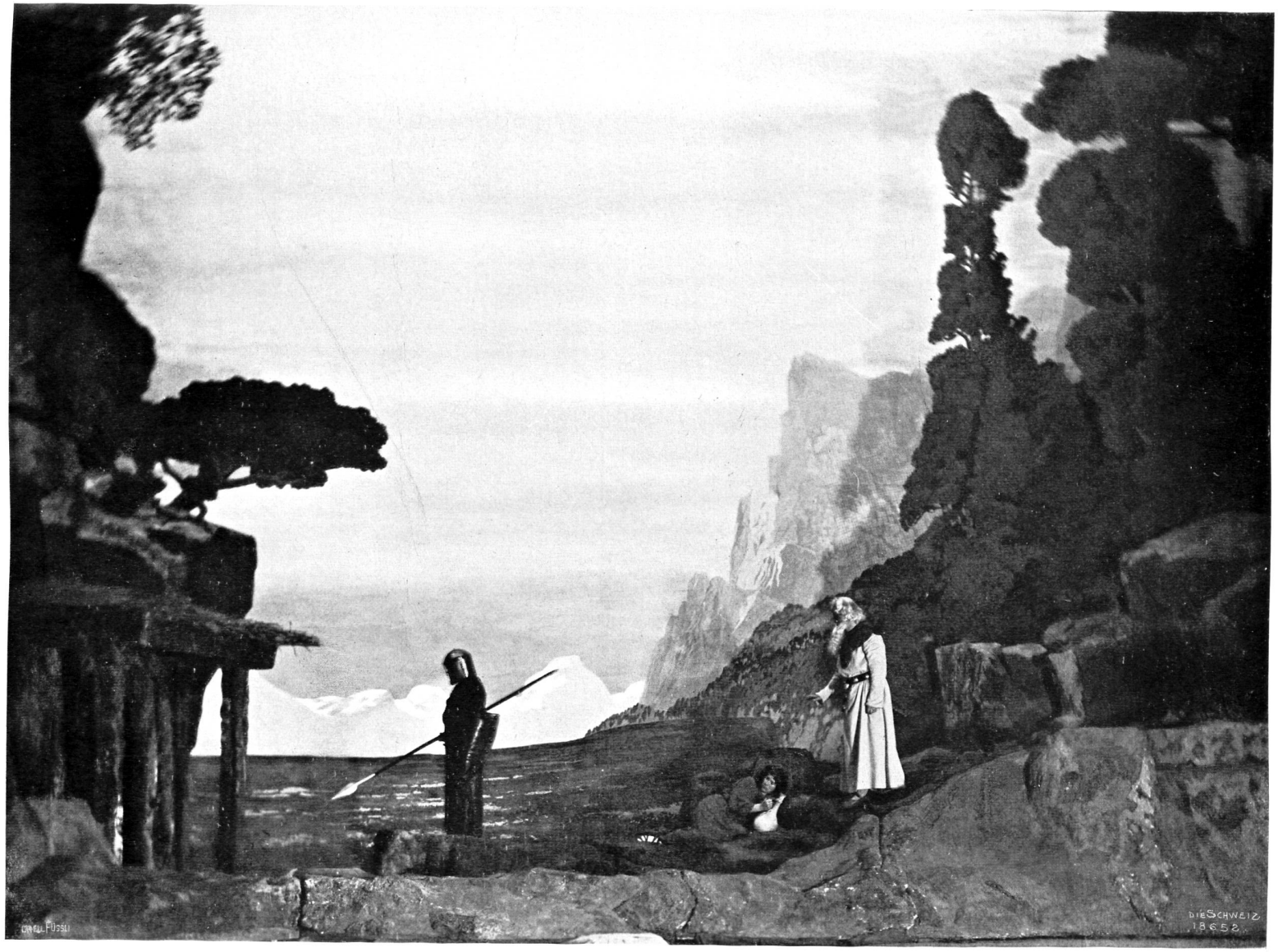
(Schluß folgt).

Francesco Chiesa.

Mit dem Bildnis des Dichters.

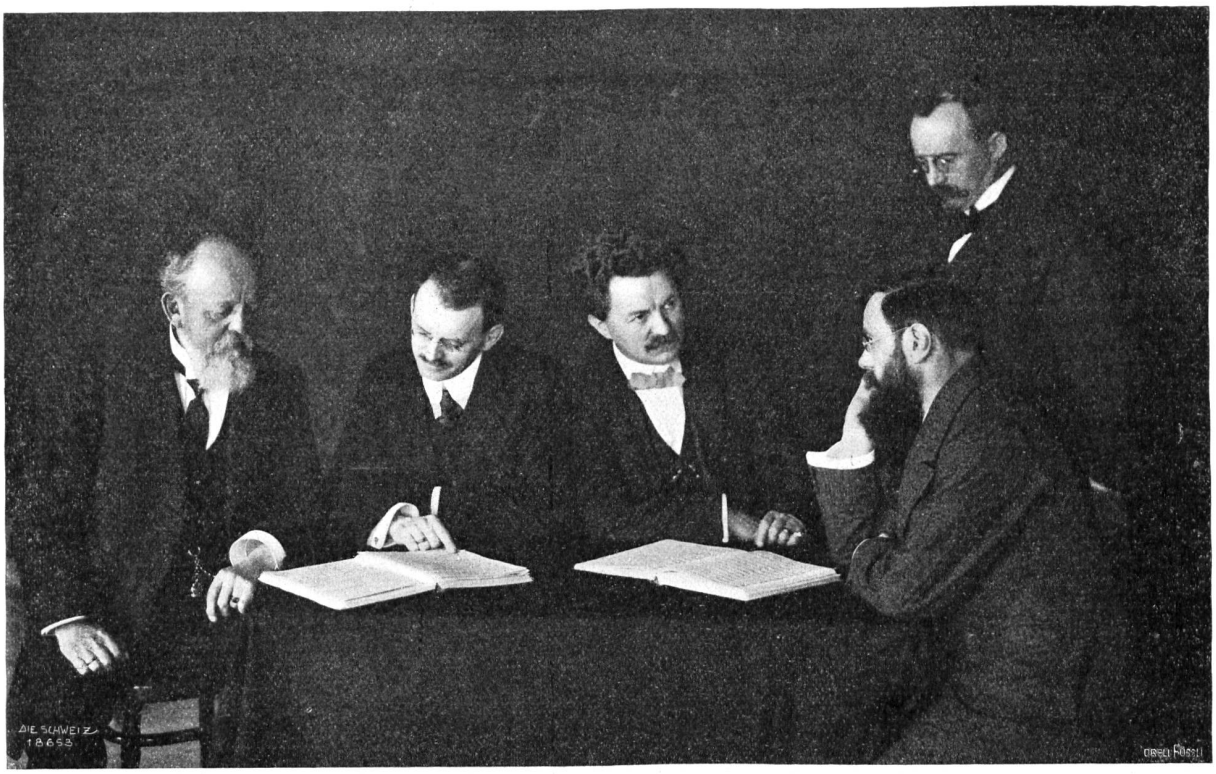
Im Laufe des vergangenen Jahrzehnts ist am Südfuß der Alpen, im italienisch sprechenden Gau unseres Schweizerlandes, ein Mann zum geschätzten und gefeierten Dichter emporgestiegen. Die Leser der „Schweiz" kennen ihn bereits; es ist Francesco Chiesa, der Bruder des bekannten Malers Pietro Chiesa. Von diesem brachte unsere Zeitschrift im ersten Juniheft von 1911 eine Serie interessanter Reproduktionen, während der Dichter Francesco schon in den beiden Märzheften desselben Jahres mit der Novelle „Simplicius", die in deutscher Uebertragung geboten wurde, zum Worte gekommen war. Der mühevolle Weg, der diesen Mann endlich zur Anerkennung geführt hat, veranschaulicht so recht den natürlichen Werdegang alles wahrhaft Großen. Keine Paukenschläge, keine captatio benevolentiae, kein Sichanpassen an den Zeitgeschmack: die Anerkennung und der Dichterruhm, sie kommen heute unaufgefordert zu Chiesa, wie einst ganz Oesterreich anfing „Gott erhalte Franz den Kaiser" zu singen, nach der Melodie, die der schlichte Haydn im langsamen Satze seines Kaiserquartettes angestimmt. In Chiesas engerer Heimat Lugano spricht der bekannte Freiburger Philosoph und Literarhistoriker Paolo Arcari vor der versammelten Studentenschaft mit begeisterten Worten über des Dichters Werke, und die Tessiner Zeitungen rivalisieren mit schmeichelnden Artikeln über „il nostro poeta". Als Dichter italienischer Zunge hat naturgemäß Chiesa vorerst im Nachbarlande Italien die Aufmerksamkeit der literarisch Gebildeten auf sich gezogen. Seine Gedichtsammlung „I viali d'oro" verschaffte ihm Aufnahme, als zweitem, in eine Ausgabe italienischer Dichter des zwanzigsten Jahrhunderts, und die führenden Größen der italienischen Kritik begrüßten einstimmig die glückliche Wahl des Verlegers. Wir im Norden der Alpen beginnen, die vom Süden rückflutende Ruhmeswelle ebenfalls zu verspüren, und unsere Zeitungen beginnen auch, von Chiesa zu berichten. Ja, die schweizerische Schillerstiftung bezeugt dem Dichter die Anerkennung seines Vaterlandes, und vor kurzem empfängt ihn die Stadt Genf zur begeisterten Ehrung. So ist heute der Ruhm Chiesas gewissermaßen in eine akute Phase getreten, zu der seine schlichte Persönlichkeit in einem unverkennbaren Kontraste steht.

Francesco Chiesa ist der Sprößling eines Malergeschlechtes. In der tessinischen Gemeinde Sagno hat er 1871 das Licht der Welt erblickt, als Söhnchen des Dekorationsmalers Innocente und der Magdalena Bagutti, deren Brüder ebenfalls malten. Verschiedene Kirchen in Mendrisio und anderswo besitzen wertvolle Gemälde von der Hand dieser letztern. Nach abgeschlossener Mittelschulbildung in Mendrisio und Lugano reiste Francesco nach Pavia, um daselbst die Rechte zu studieren. Anstatt aber auf die Erfahrung zu bauen, wie es das Gesetz tut, zog Chiesa es bald vor, mit hellem Blick in die Zukunft zu schauen, wie es ein Denker und Dichter tun muß. So gründete er nach Abschluß der Studien mit dem befreundeten Advokaten E. Bossi eine Zeitung „L'idea moderna", deren Titel ihre Tendenz genügend kennzeichnet. Mit seinem Eintritt in den Lehrkörper des Luganeser Lyceums, 1897, und der in demselben Jahre erfolgten Veröffentlichung eines ersten Bändchens von Gedichten, betitelt Preludio, sagte Chiesa dem Richterstand vollends lebewohl. Dafür warf er sich nun mit aller Energie auf ein liebevolles, tiefgrabendes Studium der Literatur, und die Früchte seines Forschens sollten bald die angesehensten kritischen, sowie belletristischen Zeitschriften Italiens zieren, wie die „Nuova Antologia", die „Rivista d'Italia" u. a. m. Das dichterische Gestalten, das neben diesen Arbeiten einherging, trat sehr bald in den Dienst eines großen Planes, der immer kon-



Parsifal-Aufführung in Zürich.

Parsifal kehrt mit der heiligen Lanze in das Gebiet des Grales zurück („Blumenaue" des dritten Aufzugs mit Gurnemanz und Kundry).



Parsifal-Aufführung in Zürich. Von links nach rechts: Kapellmeister Dr. Lothar Kempter, Kapellmeister Max Conrad, Oberregisseur Hans Rogorsch, Kunstmaler Gustav Gamper, Theatermaler Albert Isler (stehend).

kretere Formen, immer schärfere Umrisse annahm. So entstand jene Trilogie in Sonetten, jene großzügige Synthese der menschlichen Kultur seit dem Mittelalter, bestehend aus den drei Gedichten La Cattedrale (1903), La Reggia (1904) und La Città (1907) *), letzteres mit den beiden ersten herausgegeben unter dem Gesamttitel: Calliope, poema. Vervollständigen wir noch rasch die Liste der Werke unseres Dichters. Es folgt 1911 die bereits erwähnte Gedichtsammlung „I viali d'oro („Die Goldalleen") und endlich 1912 Chiesas jüngstes Werk, diesmal in Prosa, nämlich sieben Erzählungen, überschrieben: „Istorie e favole.

Ueberblicken wir die bis heute gezeitigten Früchte seiner Kunst, so bleibt unser Interesse fast unwillkürlich an dem Sonettzyklus „Calliope" haften, nicht etwa bloß, weil dieses Werk, trotz seiner Dreiteiligkeit, ein abgeschlossenes Ganzes darstellt, sondern weil hier vielleicht mehr als anderswo bei Chiesa eine enge Durchdringung von Inhalt und Form auffällt. Zwei Strömungen fließen in diesem Werke ohne Unterlaß ineinander: die stilisierte, abgeklärte Vision der Dinge und deren innerer, aufs Allgemeine und Unendliche projizierter Bedeutungsgehalt. Dabei ist zu betonen, daß die Vision nicht, wie bei der französischen Symbolistenschule, aus des Dichters Gefühlswelt entspringt, sondern immer einer tastbaren Erscheinungsform der Materie entspricht. Solche Erscheinungsformen können das Werk der Natur oder auch vom Menschen geschaffen sein, haben aber in beiden Fällen für Chiesa die Bedeutung einer Offenbarung. Sie zu ergründen, hinter ihnen ewigen Willen zu erschließen, ist das edle Bestreben des Dichters. Die drei Hauptvisionen der Trilogie Calliope sind: die Kathedrale, die Königsburg und die Stadt. In den Zeiten der Kreuzzüge entstanden, wo neues Gottesvertrauen düstere Jahrhunderte der Gottesscheu ablöste, zeigt die Kathedrale mit ihren Madonnenbildern und Heiligenstatuen, mit ihren schlanken Türmchen und spitzen Bogen wie kein anderer Zeuge der Zeit die „leidenschaftliche, phantasievolle, aber auch syllogistische Seele des Mittelalters". Wie ein Pfeil steigt der weiße Bau in die Lüfte, und der Greis, der jeden Morgen vor seiner Hütte den Blick nach oben richtet, sieht seine meißelnden und hämmernden Söhne mit jedem Tag der Sonne näher. Und sie, die Söhne, sehen alltäglich den Horizont sich weiten; freudige Trunkenheit bemächtigt sich aller. Erhaben fühlt sich der Priester im vollendeten Bau, unterwirft die Könige und das Volk. Doch mit der Machtentfaltung werden auch schon die Keime der Ueberlebung groß. Scheiterhaufen, Feuersbrunst, Pest, alles Dinge, die um und in der Kathedrale auftauchen: Gottes Reich ist also auch ihr noch ferne. Dennoch besteht sie fort bis in unsere Tage, immer hehr und kalt, in der Mondnacht, im Sturm, im Sonnenschein, als Richtschnur nach oben für den gottsuchenden Blick der Menschheit. Doch unterdessen ist auf die fromme Bürgergemeinde (comune) die Herrschaft eines Einzelnen (signoria) gefolgt. Behutsam, scheinbar unterwürfig, hat er sich zum Lenker der andern emporgeschwungen, ist in die Königsburg eingezogen und hat diese nach außen zu einer Festung umgestaltet, nach innen zu einem Paradies. Er hat ein Weib genommen, läßt sich besingen, geht auf die Jagd und verfällt schließlich der Ländergier. Gerechtigkeit soll seines Diebstahls Schleier sein, und so singt sie „den Hymnus, der dem Glück gebührt". Allein die Barbaren fallen ins Reich, zerstören die Königsburg, die fortan der Stadt dient als Stall, Kerker oder Kaserne. Ist aber der König tot, so „lebt die Menschheit königlich" weiter, d. h. wird souverän. Ihr Puls schlägt in der Stadt, wo durch blutige Bürgerkämpfe (Revolution) sich die Errungenschaften der modernen Zeit ein Heimatrecht verschaffen. Mit einem prachtvollen Bilde des modernen Stadtlebens schließt Chiesa seine Synthese. Hunderte von fein beobachteten Einzelheiten und Episoden machen sie erst recht lebenswahr. Und dies alles in der knappen Form des Sonettes, mit einer Prägnanz des Ausdruckes, einer Plastik der Vokabel, die unwillkürlich an Dante erinnern. Der Dichter mußte daher auch wörtliche

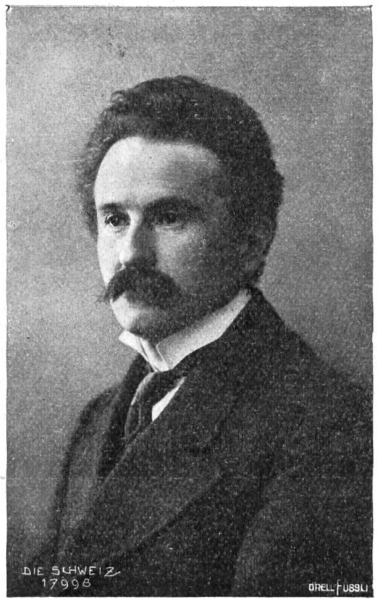
*) 1907 bei Cagnoni & Cie. in Lugano erschienen.

Anklänge an den großen Florentiner nicht zurückstoßen (Reggia L, Città XIX), da sie sich organisch in eine ihrer würdige Umgebung einfügen konnten. Denn daß Chiesa umgekehrt einen Dante vortäuschen könnte, dafür brauche ich nicht lange nach Beispielen zu suchen. Man höre die Terzine, mit der er die singende Gemeinde zeichnet:

E dal bene e dal mal, per ogni via,
Convenivano a Dio l'anime, schiave
Nel giusto ritmo della liturgia.

Von den inhaltlich meisterhaft gelungenen Partien des Gedichtes seien nur noch hervorgehoben gerade die gesamte Charakteristik des liturgischen Kirchengesanges (Cattedrale XXIV—XXVI) und dann vor allem die Revolutionsszene (Città IL—LX), die in zwölf Sonetten dem gleich langen „Ça ira" Carduccis ein in ihrer Wirkung vollends ebenbürtiges Bild der Revolution an die Seite stellt.

Wenn der Bedeutungsgehalt der Visionen in „Calliope" mehr für die ganze Menschheit von Belang ist, hat der Sinn der Visionen in den Viali d'oro eher für das einzelne Individuum Wert. Es sind seelische Erlebnisse, Hoffnungen, Träume, Verzagtheiten des Dichters, der selbstvergessen unter einem lichten Blumenregen einherzieht, „wie ein märchenhafter König durch die Goldalleen seiner Fabel". Hier sind es eine Fliege, eine zerbrochene Venus, die Venus von Milo, von Medici, ein byzantinischer Christus, ein Fluß, die Pforte des Cima do Conegliano, der tarpejische Felsen ꝛc., die dem Dichter ihre Seele erschließen. Doch nicht nur konkrete Dinge liefern ihm hier Stoff. Poesie, Musik, Freude, Anmut, der Schlummer, die Jahreszeiten ꝛc. geben Chiesa Anlaß zur feinen Analysierung seiner eigenen Empfindungen. Und diese Empfindungen sind die eines weiten Herzens, eines klaren Geistes und vorab eines scharfen Auges. Wie zarte Blumen streut der Dichter in seine Verse die Früchte seines Optimismus und seiner tiefen, dogmafreien Religion des Herzens. Wenn er sich in diesen „Goldalleen" zum Teil vom Konkreten abwendet, um Dinge zu besingen, die nur sein geistiges Auge ihm vormalt, so begibt sich Chiesa vielleicht des Vorranges, den ihm sein bildendes Talent vor vielen seiner Zeitgenossen sichert; er kann ideelle, konturlose Dinge nicht mehr so scharf mit seinem Verse hinzeichnen, wie die Gegenstände und Typen seiner Calliope. So wird die Symbolik verschiedener Gedichte, wie z. B. des Fiume sotterraneo, beinahe ungreifbar. Und wenn Chiesa in dem Stücke Il vento nero von „seinem Walde, der tobt" und von „seinem Meere, das heult" spricht, ist dies wohl nicht das Beste, was seine Kunst gefunden; denn diese Verwebung von Geist und Materie kann leicht auf die Gesamtstruktur ungünstig einwirken, sodaß der Leser beim ersten Lesen verschiedener Stücke der „Goldalleen" nicht gleich deren Hauptwerte erfaßt. In der Verskunst glänzen aber diese Gedichte gleich den Sonetten der „Calliope". Nicht Neuerer in der Form, zeigt Chiesa im Gegenteil eine Vorliebe für alte Versmaße wie Terzine, Quartine und Sextine sowie für die leichtfüßige Canzonettenstrophe.



Francesco Chiesa.
Phot. G. Brunel, Lugano-Chiasso.

Die sieben Erzählungen „Istorie e favole" zeigen, wie unser Dichter seine psychologische Anschauung der Dinge auch in der einfachen Erzählung meisterhaft zum Ausdruck bringt. Eine eingehende Würdigung dieser sieben Prosastücke würde mich hier zu weit führen. Bei aller Nüchternheit darf man aber behaupten, daß über die Istorie e favole noch Vieles und Interessantes geschrieben werden wird. Gleich nach den ersten Seiten stellte sich bei mir der Vergleich ihrer Prosa mit derjenigen Leopardis ein, und ich halte diesen Vergleich dank seiner Spontaneität für nicht gewagt. In der fünften Novelle Il superstite treffen wir als Helden wieder den nämlichen Simplicius an, der uns aus der Novelle Simplicio bekannt ist; es handelt sich, auch was den Inhalt betrifft, um zwei Schwesternovellen...

Francesco Chiesa hat mit seinen Dichtungen im verflossenen Jahrzehnt die Welt etwas überrascht, sodaß es nicht erstaunlich ist, wenn seine Werke noch nicht zum Gemeingut der gebildeten italienischen Leserwelt geworden sind. Daß sie es aber werden, daran zweifelt der nicht, der „Calliope" und Chiesas jüngere Werke gelesen. Wir Schweizer, die mit Stolz und Liebe seine Laufbahn verfolgen, möchten nur den leisen Wunsch aussprechen, daß der Dichter die Tradition der „Calliope" wieder aufnehme und die Symboliker Symboliker sein lasse.

Dr. phil. Max Fehr, Zürich.

Gedichte von Johanna Siebel

I.

Wellen, die funkelnd im Lichte gebrannt,
Lautlos zerfließen am endlosen Strand,

Flammen, die jauchzend zur Sonne gestiegen,
Leise als Räuchlein im Aether verfliegen,

Alles verweht, nichts scheint zu bestehen:
Ewig im Wechsel fließt alles Geschehen!

Doch, wer bewußt seine Zeit erlebt,
Sieht ins Unendliche alles verwebt,

Fühlt, daß der Glanz, der im Auge ihm scheint,
Ewigem Glanze ist ewig vereint . . .

II.

In Blumen singt der Frühling,
In Gluten jauchzt der Herbst:
Doch einmal wird
Von Winters Macht
Glanz, Glut und Pracht
So still und sacht
Ganz gleich gemacht.

Herz, ob das Leben strahlet
In Sieg und Sonnenrot:
Es wird einmal
Von heil'ger Macht
Glück, Ruhm und Pracht
So still und sacht
Ganz gleich gemacht.

Und wenn dich trifft zu Zeiten
Ein tiefes Menschenleid,
Dann denke dran,
Daß höchste Macht
So Licht wie Nacht
Ganz still und sacht
Einst gleich uns macht!